

Personenkontrolle

Schröder, Spuhler, Holland, Flach, Kant, Minacapilli

Er komme per Flugzeug und Limousine aus Peking, scherzte Gerhard Schröder im Weinfelder «Thurgauerhof», nicht etwa mit der Kavallerie. Und auch sonst bemühte sich der deutsche Alt-Bundeskanzler bei der Thurgauer Industrie- und Handelskammer, sich von seinen SPD-Genossen abzusetzen. Er zeigte viel Einfühlungsvermögen für die Gastgeber, darunter Bahnunternehmer und alt-SVP-Nationalrat Peter Spuhler, der ihn in die Provinz gelockt hatte: «Sie tun sich ja schwer mit Europa; im Moment kann ich das sogar verstehen.» Er sparte die Angriffslust für seine Nachfolgerin auf, die er nicht habe gewinnen lassen, damit einmal eine Frau Deutschland regiere: «Als ich anfang, waren wir der kranke Mann



Keine Kavallerie: Schröder (l.), Steinbrück.

Europas, jetzt sind wir die gesunde Frau – obwohl sie wenig dazu beigetragen hat.» Diese Stunde bester Unterhaltung bot der gefragte Redner angeblich ohne Honorar, nur mit Gottliebier Hüppen und kubanischen Zigarren beschenkt. Vielleicht wollte sich der ehemalige Bundeskanzler auch damit von seinem geschäftstüchtigen Genossen und Möchtegern-Nachfolger Peer Steinbrück abheben. (sär)

Seit der Antike gehört die Logik zu den sieben freien Künsten – für die Pro Helvetia nicht mehr. Im Jahresbericht der Schweizer Kulturstiftung freut sich deren neuer Direktor Andrew Holland: «Das internationale Interesse an Schweizer Kultur ist trotz der Finanzkrise ungebrochen gross.» Und er folgert daraus scharfsinnig: «Umso wichtiger ist es, dass wir diese Nachfrage aktiv fördern.» Wegen der aufwendigen Massnahmen, um das grosse Interesse per Subvention noch grösser zu machen, konnte die Pro Helvetia allerdings die weiteren Aufgaben, die ihr das Gesetz neu zuweist, nur «gestaffelt in Angriff nehmen». So gab die Stiftung erst eine Studie in Auftrag, wie sich die Schweizer Designförderung am wirksamsten ergänzen liesse: Im Zentrum steht bei der Förderung die Frage, «welches die wirksamsten Hebel sind, um den ausge-



Markterfolg: Pro-Helvetia-Chef Holland.

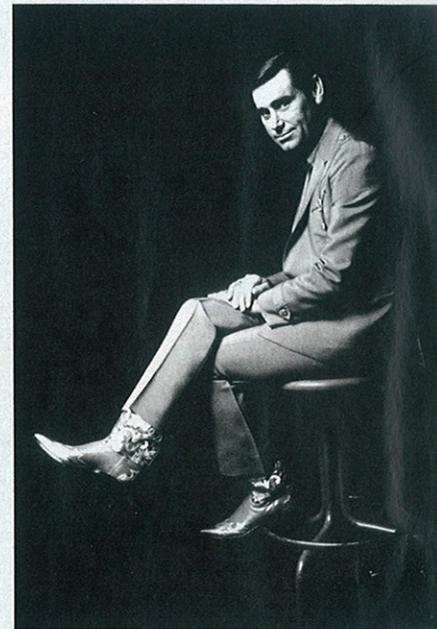
zeichneten Ruf des Schweizer Designs in der Welt zu erhalten, gar zu stärken». Denn auch für Markterfolge braucht es im Kulturbetrieb Subventionen – logisch. (sär)

Die Zürcher Klubszene, so konstatierte Nightlife-Kolumnist Alex Flach kürzlich im *Tages-Anzeiger*, ende nun «bei der Hardbrücke». Die Ära des «Club Q», der sich weiter westwärts befindet, so prophezeite er, sei nun definitiv zu Ende. Der Grund: Das Lokal wurde von Milos Kant und Massimo Minacapilli übernommen, die in Luzern mit beachtlichem Erfolg das «Opera» betreiben. Dass Flach das «Opera» grottenschlecht findet, ist nicht neu, er hat das schon mehrmals auf den verschiedensten Kanälen geschrieben. Als die neuen Besitzer die Buchhaltung des «Club Q» überprüften, machten sie allerdings eine wundersame Entdeckung: *Tagi*-Kolumnist Flach hatte von den früheren Betreibern für seine Pressearbeit monatlich pauschal 1500 Franken erhalten. War das Ausbleiben der monatlichen Zahlung etwa der Grund, warum der *Tagi*-Kolumnist nun auch den «Club Q» plötzlich überflüssig fand? Alex Flach bestätigte auf Anfrage, dass er von über einem Dutzend Klubs für PR-Arbeit bezahlt werde. Zu diesen Kunden habe früher auch der «Club Q» gehört. Er sehe diese Problematik, doch er habe seine Doppelrolle gegenüber dem *Tages-Anzeiger* offen deklariert. Er könne sehr wohl einen Unterschied machen zwischen PR-Aufträgen und seiner *Tagi*-Kolumne, in der er auch mal einen Kunden kritisiere oder dessen Konkurrenten lobe. Man könne bei ihm auch nicht journalistische Massstäbe anwenden – «schliesslich bin ich nur ein Kolumnist». (axb)



Doppelrolle: Kolumnist Flach.

Nachruf



Ergreifend: Country-Musiker Jones.

George Jones (1931–2013) — Für ein fleischtes Rockfans war der Texaner mit dem kantigen Kinn schon rein äusserlich das musikalische Feindbild per se. Meist trat er im glitzernden Cowboy-Outfit vor sein Publikum, die greinenden Gitarren schwelgten bitter-süss im Hintergrund; die Projektionsfläche für klebrige und rückwärtsgewandte Klischees taugte George Jones allein schon wegen seiner abenteuerlich ondulierten Frisur. Wer sich aber mit dem Sänger George Jones und seiner Geschichte beschäftigte, kam – unsanft – auf die Welt: Jones erzählte in seinen Songs von Verzweiflung, vergeblicher Liebe und Einsamkeit; seine Stimme konnte tatsächlich zu Tränen rühren. Sein Bariton war nicht anders als schlicht und ergreifend – ein bleibendes Denkmal musikalischer Wahhaftigkeit. Für Sinatra war er «the second greatest singer in America», doch das schönste Kompliment über den genialen Redneck stammte von Country-Legende Waylon Jennings: «Wenn wir alle singen könnten, wie wir singen möchten, würden wir so klingen wie George Jones. Es waren beileibe nicht nur Technik und Schmelz, die das vokale Charisma dieses Ausnahmesängers ausmachten. Jones war ein ungebärdiger Gefühlsbesessener, der Frauen verzweifelt liebte und erlitt. Er trank bis zum Umfallen, nahm Kokain und war lange, wegen ständiger Absagen, als «No-show Jones» verpönt. Songs wie «She Thinks I Still Care» oder «White Lightning» werden immer zum Grundstock des amerikanischen Kulturguts gehören. George Jones starb vergangenen Freitag, 81-jährig in Nashville. Thomas Würdeh